

Der Autor als „Weltensammler“: Kulturelle Differenz und Multilingualität im Werk Ilja Trojanows – mit einem Ausblick auf die Konzeption des interkulturellen Dialogs bei Régis Debray

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“¹ Berühmt ist dieser Satz des österreichischen Philosophen Ludwig Wittgenstein über den Zusammenhang von Welterfahrung und Sprache, über die sprachlich bedingten Grenzen unserer Welt-erkenntnis. Wie ist es nun, wenn man diesen Satz einmal aus den Höhen sprachphilosophischer Reflexion herabzieht und auf einer ganz pragmatischen Ebene bedenkt? Dann ließe sich fragen: Was bedeutet es, wenn jemand nicht nur mit einer Sprache aufwächst, in der er sich die Welt erschließt, auch nicht mit zwei Sprachen, sondern gleich mit drei oder vier? Und wie ist es, wenn sich ihm diese Welt von früh auf in ganz verschiedenen kulturellen und geographischen Facetten zeigt? Wie eng – oder weit – erscheinen die Grenzen der Welt, wenn man in Bulgarien geboren wird, als Kind über Italien nach Deutschland kommt, von dort schon bald wieder weggeht, um diesmal nicht nur Landesgrenzen, sondern die Grenzen zwischen ganzen Kontinenten und Klimazonen zu überspringen, wenn man vom nördlich-nebligen Deutschland in die glühende Sonne Afrikas zieht, nach Kenia? Wie ist es, wenn man zuhause, mit den Eltern, Bulgarisch spricht, in der Schule zuerst Englisch, dann Deutsch – und mit den Einheimischen Kisuaheli? Welche Sprache erschließt welche Welt? Erscheint jemandem, der so aufwächst, – Wittgenstein zum Trotz – die Welt schnell grenzenlos, ist er prädes-

tiniiert dafür, den Satz über die sprachlich bedingten Grenzen seiner Welt auf die Probe zu stellen und zum „Weltensammler“ zu werden?

Sie haben es längst gemerkt, ich habe einige Stationen der Biographie desjenigen Autors skizziert, dessen Werk Gegenstand meines Vortrags über kulturelle Differenz und Mehrsprachigkeit ist: des deutsch-bulgarischen Autors Ilja Trojanow. Sie könnten aber auch annehmen, dass meine Überlegungen anspielen auf jenen Mann, der für Ilja Trojanow von Kind an zu einer Bezugsfigur mit geradezu magischer Faszinationskraft wurde und schließlich zur Vorlage für einen Roman, der Trojanow bekannt machte: Sir Richard Francis Burton, britischer Kolonialoffizier im 19. Jahrhundert und Protagonist des Romans *Der Weltensammler*, der 2006 bei Hanser erschien, inzwischen in ca. 20 Sprachen übersetzt ist und mehrere Hunderttausend Male verkauft wurde. Burton, der „Koloss unter den Exzentrikern des 19. Jahrhunderts“ (Tobias Gohlis)² war ein Mensch, der das vorbehaltlose Erkunden von fremden Sprachen und Welten in unglaublicher und unzeitgemäßer Weise zum Programm seines Lebens erhoben hatte – und dies in der Blütezeit des europäischen Kolonialismus. Sein Leben liest sich selbst wie ein Roman, und zwar wie ein Abenteuerroman, der an stofflicher Fülle und halsbrecherischem Wagemut sei-

¹ Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*, Satz 5.6. In: Ludwig Wittgenstein. Ein Reader. Hg. von Anthony Kenny. Stuttgart: Reclam 1996, S. 36.

² Tobias Gohlis: *Der Mann ohne Grenzen. Ilja Trojanows Roman über die Abenteuer des Weltensammlers Richard Francis Burton ist ein überzeugender Dialog über Fremdheit und Fremde*. In: Die Zeit (Beilage), 16.3.2006.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

nes Helden überquillt: Burton, 1821 in Süd-England geboren, wuchs in Frankreich und Italien auf, wäre fast Oxford-Absolvent geworden, – wenn er nicht wegen des verbotenen Besuchs eines Pferderennens vom College verwiesen worden wäre. So ging er als Offizier der Bombay Native Infantry nach Indien. Anders aber als seine Kolonialkollegen im Dienste der Armee pflegte er in Indien nicht weiter britische Lebensgewohnheiten oder etwa ein süßes Nichtstun: Nein, Burton verachtete die Kulturen der unterworfenen Völker nicht, er bewunderte sie vielmehr und wollte sie sich geradezu mit Haut und Haar einverleiben. Er erforschte das kulturell Fremde mit Neugierde, unersättlichem Wissensdurst und – nicht zuletzt – mit heroischer Disziplin. In Indien lernte er unermüdlich die Sprachen des Landes und studierte nächtelang die heiligen Schriften des Hinduismus und des Islam. Bis zu seinem Lebensende soll er knapp 30 Sprachen erlernt haben, darunter Hindu, Arabisch und Farsi. Doch damit nicht genug: Burton war kein Armlehnen-Ethnologe, alle im Selbststudium und mit Hilfe einheimischer Gelehrter erworbenen Kenntnisse der fremden Kultur waren lediglich Vorstufen zu seinem eigentlichen Unternehmen. Burton schlüpfte in die Maske des Einheimischen, um die andere Kultur von innen heraus, im egalitären Umgang mit Einheimischen kennenzulernen zu können: Er verkleidete sich bis zur Perfektion als Orientale; dunkelhaarig und dunkeläugig wie er war, konnte er als Inder wie auch später auch als Araber durchgehen. Seine Begabung zur mimetischen Anverwandlung des Fremden muss beträchtlich gewesen sein, denn es gelang ihm als einem der ersten Europäer und damit als Ungläubigem, in der Verkleidung eines indischen Muslims unentdeckt eine Pilgerreise an die heiligen Stätten des Islam zu unternehmen, nach Mekka und Medina. Über diese Pilgerreise veröffentlichte er 1855/56 eine Reportage, die ihn schon zu Lebzeiten berühmt machte. Burtons ethnologische Neugier war aber noch längst nicht gestillt: Auf seine Pilgerfahrt nach Mekka folgten Expeditionen in Ostafrika, wo er die Quellen des Nils entdecken wollte und den Tanganjika-See tatsächlich entdeckte. Die Entbehrungen dieser Reisen führten ihn schließlich an die Grenzen, – nein, nicht an

die seiner sprachlich erfahrbaren Welt, wohl aber an die Grenzen seiner ohnehin schon hohen physischen Belastbarkeit. Zurück auf dem europäischen Kontinent, wirkte Burton später als Diplomat und konnte am Ende seines Lebens auf fast sechzig Bücher zurückblicken, darunter die erste Übersetzung der *Erzählungen aus 1001 Nacht* und des *Kamasutra*.³

Ein Leben also, das alle dichterische Imagination eigentlich weit überbietet und Stoff genug für gleich mehrere Abenteuerromane böte, zumal bei weitem nicht alles erwähnt wurde, was dieses Leben biographiewürdig macht. Ilja Trojanow aber hat keine Biographie Burtons geschrieben, sondern sich auf die Schilderung von drei Stationen dieses Lebens in der Fremde, im kulturell ganz Anderen beschränkt: Burton in Indien, Burton auf seiner Pilgerreise nach Mekka und schließlich Burton auf Expedition in Ostafrika.

Erzählt wird mehrstimmig, das heißt, dass man von den Erlebnissen des britischen Offiziers nicht allein durch die Vermittlung eines Erzählers erfährt, der in die Haut Burtons schlüpft und dessen Sicht auf Indien, Arabien und Afrika inszeniert; vielmehr steht in jedem der drei großen Teile des Romans Burtons Sicht auf die Dinge jeweils die Sicht der Einheimischen auf Treiben und Tun dieses exzentrischen Engländers gegenüber: In Indien stellt Trojanow seinem Helden einen Diener an die Seite, der sich über den Studieneifer seines Herrn wundert, im übrigen mit ihm eine Kurtisane teilt; die Sicht der Einheimischen auf den Europäer wird im zweiten Teil des Romans ermöglicht, indem Trojanow eine osmanische Behörde erfindet, die im Rückblick klären soll, wie ein Europäer sich auf den Pilgerweg nach Mekka hatte einschmuggeln können, ohne entdeckt zu werden; in Ostafrika wird

³ Für den Nachweis der Originalausgaben der ersten Übersetzungen, die Richard Francis Burton von den genannten Texten anfertigte, s. den Dokumentationsband, in dem Trojanow von seinen Recherchen zum *Weltensammler* berichtet und eine ausgewählte Bibliographie der Werke und Übersetzungen Burtons bietet: Ilja Trojanow: *Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton*. 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Eichborn 2007, S. 419-424.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

dem Romanheld wiederum ein Gefährte an die Seite gestellt, der Burton auf seiner ver-bissenen Suche nach den Quellen des Nils als Karawanenführer begleitet – und sich wundert. Dieses Erzählarrangement macht den Roman zu einem amüsanten und facet-tenreichen Leseabenteuer, denn Burtons Bild wird aufgefächert in viele Perspektiven, es bleibt bis zum Schluss so schillernd wie dieses Leben selbst. Vor allem aber lässt diese multiperspektivische Erzählweise das Fremde als ein jeweils Fremdes deutlich werden: So fremd uns, den Westlern, In-dien, Afrika und Arabien sind, so fremd sind wir in den Augen indischer Diener und afri-kanischer Karawanenführer, vor allem, wenn man Richard Burton heißt. – Ein Lese-abenteuer also, aber immer noch kein Abenteuerroman, wenngleich Trojanow sei-nen Roman als „experimentellen Unterhal-tungsroman“⁴ verstanden wissen will, wie er 2007 in seiner Tübinger Poetikvorlesung ausführte. Verstünde man das Buch aber lediglich als Unterhaltungsroman, würde man es auf eine Dimension, die des Lese-vergnügens, reduzieren. Trojanow intendiert mit seiner experimentellen Unterhaltungsli-teratur mehr, er will – ganz klassisch-aufklärerisch – informieren, korrigieren und belehren: Er will Vorurteile abbauen, zu-nächst die eigenen – im Zuge seiner Reisen und Recherchen – und schließlich die seiner Leser vermittelt seiner Literatur. Dazu scheint ihm die Gattung des Romans das am besten geeignete Mittel zu sein, der Roman gilt ihm als ein „Instrument der In-vestigation“,⁵ das prinzipiell anderen Kunst-formen wie der Oper oder dem Film und selbst der Wissenschaft überlegen sei – und dies wegen seiner integrationsfähigen, offe-nen Form, die grundsätzlich alle Stoffe und Perspektiven in sich einzuverleiben geeignet sei. Trojanow grenzt sich dezidiert ab von Autoren, die den Roman als Medium der Meditation oder Mittel der Selbsttherapie benutzen, die also thematisch, wie er schreibt, „im Hinterhof der biographischen

Verortung“ blieben, „im Familiären [und] Häuslichen“.⁶ Seines Erachtens beraubten sie sich damit des Besten, das die Literatur, das der Roman leisten könne, nämlich eben Vorurteile abzubauen, sich selbst in Frage zu stellen und damit – so kann man mit Blick auf das Thema dieser Tagung sagen – Arbeit an der eigenen, prinzipiell vielfälti-gen, multiplen Identität zu leisten. In seiner Tübinger Poetikvorlesung erklärt Trojanow, dass diese aufklärerische, Distanz zum pri-vaten Lebensfeld und damit eine Öffnung zur Welt hin leistende Funktion der Literatur für ihn selbst als Autor bereits im Stadium der Vorbereitung zu einem Romanprojekt, also mit der Recherche einsetzt:

„Je mehr ich recherchiere, desto uninteres-santer erscheinen mir meine eigenen Ge-fühle, meine eigene Perspektive. [...] Je mehr ich recherchiere, desto mehr interes-siert mich die Wirklichkeit von anderen. Ich bin fasziniert, wie mir das Schreiben hilft, eigene Vorurteile und Verengungen zu überwinden, wie sehr der kreative Prozess mich selber in Frage stellt. Schreiben ist für mich immer mehr ein beglückender Weg, das eigene Ego zu bändigen, zu dämpfen.“⁷

Damit Literatur bzw. das Genre des Romans die skizzierte Aufklärungsarbeit und Vorur-teilskritik leisten kann, damit sie die Öff-nung zum Anderen und Fremden hin auf den Weg bringen kann, muss ihr Gegen-stand seriös und gründlich erforscht werden. Und wenn ihr Gegenstand die kulturelle Fremde ist, die andere Kultur, so muss die vorbereitende Recherche Trojanow zufolge auch eine erlebte, eine im Reisen körper-lich-sinnlich erfahrene Komponente umfas-sen.⁸ Mit diesem Postulat folgt Trojanow Burton in doppelter Hinsicht, zunächst prin-zipiell, was die Bedeutung gründlicher Re-cherche über das Fremde anbelangt, und dann auch ganz praktisch-konkret: Troja-now ist Burton auf seinen Stationen in In-dien, Arabien und Ostafrika nachgereist, er hat ihm nachgelebt. Sowenig also Burton

⁴ Ilija Trojanow: *Voran ins Gondwanaland*. In: Fe-ridun Zaimoglu, Ilija Trojanow: *Ferne Nähe*. Tü-binger Poetik-Dozentur 2007. Hg. von Dorothee Kimmisch und Philipp Ostrowicz unter Mitarbeit von Maik Bozza. Künzelsau: Swiridorf 2008, S. 67-101, hier: S. 80.

⁵ Ebd., S. 92.

⁶ Ebd., S. 93.

⁷ Ebd., S. 94.

⁸ Vgl. dazu das Kapitel *Den Körper einbringen* in Trojanows poetologischem Essay: *Die Entzündung des narrativen Motivs*. In: *Neue Rundschau* 118, H. 1 (2007), S. 78-81, hier: S. 80 f.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

ein Armlehnen-Ethnograph des 19. Jahrhunderts war, sowenig ist Trojanow ein Romancier, der die Fremde nur aus Bildbänden und Büchern kennt. 50000 km ist er auf den Spuren seines Romanhelden gereist, er hat im Rahmen der Recherche zu seinem Roman 300 Bücher studiert und sich in verschiedenste Wissensgebiete eingearbeitet.⁹ Auch Trojanow unternahm eine Pilgerfahrt nach Mekka und schrieb darüber, wie schon Burton, einen Reisebericht: *Zu den heiligen Quellen des Islam. Als Pilger nach Mekka und Medina*.¹⁰ – Ein enormer, geradezu wissenschaftlicher Recherche-Aufwand also, ein Recherche-Aufwand, der ein Leben über Jahre hinweg prägte und zum reinen Schreiben des Romans, der in Bombay und Kapstadt entstanden ist, allein sieben Jahre verwendete.

Und dieser Recherche- und Lebensaufwand lässt erkennen, worum es Trojanow eigentlich geht und was er geschrieben hat: keine Biographie eben, auch keinen Abenteuerroman, sondern – wie er selbst in einem Interview sagte – „ein Buch über die Möglichkeiten kulturellen Verstehens und die Möglichkeiten, eine dynamische kulturelle Identität zu leben.“¹¹ Er wollte, wie er in seiner Tübinger Poetikvorlesung 2007 präzisierte, „einen Roman über interkulturelle Bewegungen schreiben“¹², einen Roman über die Frage, wie „eine vielfältige, vielseitige Identität in einer Welt der Dichotomien überleben“¹³ könne.

Sein Roman über Burton scheine ein Bedürfnis des Publikums angesprochen zu haben, so mutmaßt Trojanow angesichts des Erfolgs des *Weltensammlers* und mit Blick auf die Resonanz, die er als Autor von seinen Lesern erfahren habe. Er erklärt den

⁹ Vgl. Hans-Peter Kunisch: *Muslims mit der Seele suchend*. In: *Literaturen 05* (2006), S. 52-57, hier: S. 55.

¹⁰ Ilija Trojanow: *Zu den heiligen Quellen des Islam. Als Pilger nach Mekka und Medina*. München: Malik 2004.

¹¹ *Ein Geheimnis drückt mehr aus als eine Erklärung*. Der Leipziger Buchpreisgewinner Ilija Trojanow über Romane, Globalisierung und sein Verhältnis zum Islam. In: *Die Welt*, 22.03.2006. Gespräch zwischen Ilija Trojanow und Wieland Freund.

¹² Ilija Trojanow: *Voran ins Gondwanaland* [wie Anm. 4], S. 69.

¹³ Ebd., S. 70.

Publikumserfolg also mit Thema des Romans: dem Dialog über Fremdheit und Fremde. Seine Leser, so erklärte er im Interview mit dem *Tagesspiegel*,¹⁴ würden kulturelle Differenz als ein beglückendes und inspirierendes Angebot empfinden, nicht hingegen als etwas, das es zu überwinden gelte. Kulturelle Differenz bedeute Offenheit und Vielfalt, im Übrigen, so erinnert er, sei *sie*, die Differenz, es schon immer gewesen, die kulturelle Entwicklungen vorangetrieben habe. Wer sich auf das Eigene und die Tradition berufen wolle, um sich dem Fremden eher zu verschließen, der vergesse, dass im Bereich der Kultur Differenz der Naturzustand sei. „Das Konfluente“, so betonte er entsprechend einige Jahre später in einem Interview mit der *Welt* „ist für kulturelle Entwicklungen entscheidender als das Konträre. Das Hybride ist die Urquelle kultureller Entwicklung. Das Klassische ist nichts anderes als eine vergessene Hybridität.“¹⁵

Das Klassische ist also nichts anderes als eine vergessene Hybridität, also eine Überlagerung und Vermischung mit dem Fremden, von dem man schließlich vergessen hat, dass es einmal das Fremde und nicht schon immer das Eigene gewesen war. – Wer könnte diesen Satz für die deutsche Literatur besser bezeugen als Adalbert von Chamisso? Chamisso, der französische Grafensohn, der mit seinen Eltern durch die Französische Revolution ins deutsche Exil verschlagen wurde, schrieb zunächst auf Französisch, wählte dann aber Deutsch zu seiner Literatursprache. Ein Sprachgenie und mimetischer Künstler wie Burton oder Trojanow scheint er nicht gerade gewesen zu sein, sein gesprochenes Deutsch soll einen starken französischen Akzent nie verloren haben und sein deutscher Prosastil ist oft eher von den strengeren Regeln der französischen Grammatik als denen der

¹⁴ „Man sollte sich beim Reisen nackt machen!“ Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Ilija Trojanow, der heute mit dem Berliner Literaturpreis ausgezeichnet wird. In: *Der Tagesspiegel*, 17. 01.2002. Gespräch zwischen Ilija Trojanow und Andreas Schäfer.

¹⁵ *Ein Geheimnis drückt mehr aus als eine Erklärung*. Gespräch zwischen Ilija Trojanow und Wieland Freund [wie Anm. 11].

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

deutschen geprägt.¹⁶ Er wurde ein Klassiker der deutschen Literatur. Denn der poetische Reiz seiner Prosa geht gerade von diesem Moment des Fremden aus – wir merken es nur nicht mehr und brauchen Stilforscher, um es zu erkennen.

Einer der prominentesten Stilforscher unserer Zeit, der Romanist und Sprachwissenschaftler Harald Weinrich, machte in den 1980er Jahren darauf aufmerksam, dass die deutsche Literaturszene immer mehr Autoren aufweise, die einem fremden sprachlichen und kulturellen Hintergrund entstammen. Er hatte Autoren und Autorinnen im Blick, die durch Arbeitsmigration, Asyl oder Exil nach Deutschland gekommen waren und sich dort schließlich ganz bewusst für das Deutsche als Sprache ihrer schriftstellerischen Tätigkeit entschieden. Auf Weinrichs Anregung hin richtete die Robert-Bosch-Stiftung 1985 zur Förderung herausragender Leistungen solcher Autoren einen Preis ein, und dieser Preis erhielt den Namen desjenigen Autors, von dem wir schon gehört hatten, dass er in der Sprache des Fremden zu einem Klassiker wurde, der Franzose, der zum deutschen Kanon klassisch-romantischer Literatur gehört und unser Verständnis der eigenen Tradition prägt.

Auch Ilija Trojanow wurde im Jahre 2000 mit dem Chamisso-Preis ausgezeichnet. Er scheint ihn in gewisser Weise doppelt verdient zu haben, denn Trojanow stand nicht nur die Wahl seiner ersten Sprache, der Muttersprache, zur Verfügung, um Schriftsteller zu werden, sondern auch das Englische, womit er in der Schule in Kenia genauso selbstverständlich aufgewachsen war wie mit dem Deutschen. Für das Deutsche entschied er sich, weil es für ihn „eine größere Flexibilität“ besitze als das Englische, es sei „prall, sinnlich, mystisch – und zugleich trocken und genau“.¹⁷ In seiner Tübinger Poetikvorlesung findet sich ein ganzes Kapitel, das der Wahl seiner Litera-

¹⁶ Harald Weinrich: *Chamisso, die Chamisso-Autoren und die Globalisierung*. Schriftenreihe der Robert-Bosch-Stiftung: *Viele Kulturen – eine Sprache*. Stuttgart: Robert-Bosch-Stiftung 2002, S. 8.

¹⁷ „Man sollte sich beim Reisen nackt machen!“ Gespräch zwischen Ilija Trojanow und Andreas Schäfer [wie Anm. 14].

tursprache gewidmet ist.¹⁸ Er nennt es selbst eine Liebeserklärung an die deutsche Sprache und begründet seine Wahl in der Metaphorik des Liebenden:

„Gefördert wurde diese Vernarrtheit von einer wunderbaren Eigenschaft meiner Geliebten: Sie ist offen und tolerant. Ja, das Deutsche ist ausländerfreundlicher als die Deutschen. Ich fühle mich in ihr aufgehoben, weil ich die Freiheit und den Spielraum verspüre, sie zu verändern, sie einerseits meinen Bedürfnissen anzupassen, andererseits mich einzubringen.“¹⁹

Besonders interessant ist für das Thema dieser Tagung, was Trojanow im weiteren dann ausführt zur Bedeutung, die der Erwerb einer Fremdsprache für die Ausbildung der eigenen Identität darstellt, insbesondere wenn diese Sprache schließlich zur Sprache literarischer Ausdrucksform werden wird. Ich zitiere eine längere Passage, in der rekonstruiert wird, welche Phasen im Prozess von Spracherwerb und Identitätsbildung zu durchlaufen sind, bis aus der angeeigneten Fremdsprache die Sprache schöpferischer Kreativität wird:

„[...] der Eingesprachte durchläuft zwei Phasen: In der ersten bemüht er sich um Anpassung, richtet seinen Ehrgeiz auf grammatikalische, idiomatische und lexikalische Korrektheit, will sich keinen Fehler nachsagen lassen. Er will nicht auffallen, weil er fürchtet, die Aufmerksamkeit der anderen würde negativ ausfallen. Dann emanzipiert er sich! Er realisiert, daß die Sprache fähig sein muß, seinen Weg, seine ganz eigene Identität, widerzuspiegeln, und wenn sie dazu nicht in der Lage ist, muß er sie dazu in die Lage versetzen. Und irgendwann einmal sagt er, aufrecht und selbstbewußt: Ich will, daß man dieser Sprache anmerkt, daß ich – und Menschen wie ich, Menschen aus Osteuropa, aus Anatolien und Andalusien – hierher kamen, hier gelebt haben, dieses Land mitgestaltet und verändert haben. Die Menschen, die diese Realität ablehnen, sollen sich nicht hinter ihrer Sprache verste-

¹⁸ Ilija Trojanow: *Voran ins Gondwanaland* [wie Anm. 4], S. 76-79.

¹⁹ Ebd., S. 78.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

cken können. Nun will er auffallen, weil er nicht daran zweifelt, daß sich die Aufmerksamkeit der anderen auf seine Stärke richtet. In diesem Augenblick wird er von einem Zögling zu einem Liebhaber, und das ist der Moment der Ermächtigung und der Ekstase.“²⁰

Vor allem schätzt Trojanow am Deutschen die Kompositabildung, die Möglichkeit, durch Zusammensetzung von Substantiven neue Wörter zu schaffen. Die damit erreichte „Abweichung vom Kanon des Universal Dudens“²¹ betrachtet er als ein wichtiges Instrument seines Schreibens. Aber es ist nicht poetischer Selbstzweck, sondern wie die Recherche selbst ein notwendiges Mittel, um dem Fremden, den unbekanntem und ungewohnten Sachverhalten einer anderen Kultur sprachlich beizukommen, um ihnen gerecht werden zu können. Die Unzufriedenheit mit dem existierenden Sprachmaterial führt zur Suche nach Neuschöpfungen. Gleichzeitig bilden die Wörter, die Kompositabildungen, die bei diesem sprachlichen Such- und Kurationsprozess hervorgebracht werden, im Text dann ein Element, das seinem Gegenstand auch wirkungsästhetisch gerecht wird: „Gerade weil ich über das Erleben der Fremde und das Leben in der Fremde schreibe“, so begründet Trojanow sein Verfahren, „sind Irritationen, die durch solche Abweichungen ausgelöst werden, wichtiger Teil der poetischen Landschaft.“²²

Und von solchen lexikalischen Abweichungen findet man in seinem Roman eine große Fülle: Schon der Titel ist ja eine solche kreative Abwandlung: Aus dem ziellos herumstreuenden ‚Weltbummler‘ ist bei Trojanow der planvoll verfahrenende, besessene ‚Weltensammler‘ geworden. Und im Indien-Teil des Romans finden sich Komposita wie die „Plauderblüte“, die man pflücken kann, wenn ein langweiliges Gespräch doch einmal zu einem erhellenden Punkt kommt, oder man trifft, wenn Burton die Haut seiner indischen Geliebten berührt, auf die Abwandlung von ‚Augenmerk‘ zu ‚Handmerk‘: „Ihrer Haut galt sein Hand-

merk.“²³ Einschlägiger für den lexikalisch produktiven Umgang mit dem Fremden aber dürfte das Beispiel des Kompositums „Todzucht“²⁴ sein, dessen Entstehung er in seiner Tübinger Poetikvorlesung schildert:

„Ich war auf der Suche nach einem Wort, das eine besondere, eine ungewöhnliche Vergewaltigung benannte... Von Kobrakurtisanen, deren Körper über Jahre an das Gift gewöhnt wurden, einen Tropfen zunächst, dann mehrere, die Menge wurde gesteigert, bis sie einen Teelöffel am Tag einnahmen. Schließlich waren sie in der Lage, ein Glas voller Gift zu trinken, ohne daß es ihnen schadete. Doch ihr Schweiß, ihre Spucke, ihre Liebessäfte waren so giftig, daß jeder, der mit ihnen schlief, zum Tode verurteilt war. [...] Sie waren nichts anderes als gedungene Mörder im Dienste ihres Herrschers. Wie sollte ich beschreiben, was diesen Frauen angetan wurde, diese Eroberung und Erniedrigung ihrer Körper und Wesen in den Tod hinein. Eine Realität, in der sich der Tod auf alles legt. Ich erinnerte mich an das Wort Notzucht, ein altertümlicher Begriff für Vergewaltigung. Die ‚Todzucht‘ war nur noch eine weitere kreative Spirale entfernt. So hatte ich ein Wort gebildet, das für mein Empfinden auch klanglich hervorragend zu dieser Geschichte und zu Nordindien Mitte des 19. Jahrhunderts passte. Und das sich dem Leser ohne weitere Erklärung erschließt.“²⁵

In hundert Jahren werden die „Todzucht“, die „Plauderblüte“ und das „Handmerk“ vielleicht längst abgeschliffene, geläufige Metaphern im Wortschatz des Deutschen sein. Dann wären sie klassisch geworden und Teil ‚unserer‘ sprachlichen Tradition.

Die bisherigen Ausführungen zu Ilja Trojanows Roman *Der Weltensammler* und die Zitationen aus seiner Poetikvorlesung und einigen Interviews dürften deutlich gemacht haben, dass Trojanow kulturelle Identität als etwas Dynamisches begreift. In der Gegenwartsliteratur gilt er inzwischen als Ex-

²⁰ Ebd., S. 78 f.

²¹ Ebd., S. 80.

²² Ebd.

²³ Ilja Trojanow: *Der Weltensammler*. Roman. München: Hanser 2006, S. 75.

²⁴ Ebd., S. 79.

²⁵ Ilja Trojanow: *Voran ins Gondwanaland* [wie Anm. 4], S. 80 f.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

perte in Fragen des Dialogs der Kulturen, der eines der zentralen Anliegen der Politik in der Gegenwart ist. Die EU hatte 2008 zum „Jahr des Interkulturellen Dialogs“ erklärt. Und wir wissen es alle, die Formel vom „Dialog der Kulturen“ antwortet auf den Titel eines Buches, mit dem der amerikanische Historiker Samuel P. Huntington am Ende des letzten Jahrhunderts Furore machte und das anbrechende 21. Jahrhundert als das Jahrhundert eines „Kampfes der Kulturen“ sehen wollte.²⁶ Mit den Ereignissen des 11. September 2001 schien diese düstere Kampfprognose recht zu erhalten, und nun leben wir in der westlichen Welt im Bewusstsein, einen „Krieg gegen den Terror“ zu führen, wie der amerikanische Präsident George Bush in Reaktion auf die Anschläge vom 11. September es formuliert hat.

Ist der „Dialog der Kulturen“ vor diesem weltpolitischen Hintergrund nun nur noch zu einer beschwichtigenden Begleiterscheinung des „Kampfes gegen den Terrorismus“ geworden? – Ein Kampf, der im Zweifelsfall das effektivere Mittel zur Wahrung westlicher Interessen, zur Bewahrung unserer kulturellen Identität darstellt? Abschließend seien einige Überlegungen angestellt, die Trojanows Theorie vom Konfluenten als der Grundbewegung kultureller Entwicklung aus ganz anderer Perspektive bestätigen und die Bedingungen für das Gelingen kultureller Kommunikation im Politischen formulieren.

Der französische Philosoph, ehemalige Minister und noch ehemaligere Begleiter Che Guevaras im kubanischen Dschungel, Régis Debray, also auch ein Mann mit bemerkenswerter Biographie und wie Trojanow ein Wanderer zwischen den Welten, fürchtet, dass die Formel vom kulturellen Dialog in der Politik zu einer bloßen Beschwichtigungsformel verkomme. Im Juni 2007 hat Debray auf Einladung von Jacques Chirac vor einem Publikum von Intellektuellen, Wissenschaftlern und Diplomaten der west-

lichen wie der arabischen Welt in Sevilla den Eröffnungsvortrag zu einer Kongressreihe gehalten. Dieser Vortrag ist in französischer Sprache erschienen in einer kleinen Schriftenreihe des französischen Forschungsfonds CNRS und trägt den Titel: *Un mythe contemporain: le dialogue des civilisations*²⁷ – Ein Mythos der Gegenwart: der Dialog der Kulturen.

Ein politisch unkorrektes Plädoyer gegen den interkulturellen Dialog ist dieser Text aber – anders als der Titel auf den ersten Blick vielleicht vermuten lassen könnte – mitnichten. Debray klärt vielmehr die Bedingungen für das Gelingen eines Dialoges, der seinen Namen verdiente. Dabei argumentiert er vor allem mit Blick auf die politischen Handlungsträger auf internationalem Niveau. Er stellt Regeln auf, wie ein Dialog der Kulturen auf dieser Ebene geführt werden müsste. Und man begegnet hier Argumenten, die sich in manchem mit Ilja Trojanows Positionen treffen: Debray fürchtet, dass das „zivile Dogma des Dialogs“²⁸, wie er es in Analogie zu Marxens berühmter Formel von der Religion als dem Opium des Volkes nennt, eine wohlmeinende Selbstverständigungs- und Beruhigungsformel der westlichen Eliten bleiben könne, für die sich die Völker der Erde nicht interessierten. Wir leben in einer Welt, so erinnert Debray, in der symbolische Identitäten und kollektive Vorstellungen, „les identités symboliques et les imaginaires collectifs“²⁹ wie Religion, regionale Herkunft und ethnische Identität, mit aller Kraft wieder aufleben. Der technische Fortschritt und die ökonomische Globalisierung dürften darüber nicht hinwegtäuschen, so warnt er. Hätte die Soziologie lange Zeit geglaubt, dass mit dem Übergang von der Agrarkultur zur Industrialisierung auch der Weg des Glaubens an Götter und Übernatürliches sukzessive verlassen werden würde, so habe sich dies längst als eine vereinfachte und einsinnige Auffassung von Modernität erwiesen, eben als die des fortschrittsgläubigen 19. Jahrhunderts. Am Beginn des 21. Jahrhunderts

²⁶ Samuel P. Huntington: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann 2002. Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Clash of Civilisations and the Remaking of World Order* (New York 1996).

²⁷ Régis Debray: *Un mythe contemporain: le dialogue des civilisations*. Éditions CNRS: Paris 2007. Deutsche Übersetzung A.B.

²⁸ Ebd., S. 13 (la „théologie civile du dialogue“).

²⁹ Ebd., S. 16.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

hingegen gingen säkulare Strukturen weltweit zurück, mit Ausnahme Europas und Québecs, und wir müssten einer Modernität ins Gesicht sehen, die von Archaismen überquellte, und zwar nicht nur von außen sondern auch von innen.³⁰ Mit dieser hier nur in größter Kürze wiedergegebenen Zeit- bzw. Modernitätsdiagnose³¹ deckt sich Debrays Analyse im übrigen mit dem zentralen Befund, den vor einigen Jahren Hartmut Böhme in einer breit angelegten Studie über *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*³² hinsichtlich der uneingestanden und undurchschauten Irrationalismen der sich aufgeklärt und säkularisiert glaubenden westlichen Moderne anstellte.³³

Vor dem skizzierten kulturgeschichtlichen Hintergrund fragt Debray nun, wie in einer Epoche wiedererstarkender „imaginaires collectifs“ eine Politik des Dialogs der Kulturen betrieben werden könne. Zwei Dinge seien dabei politisch verantwortungslos, so unterstreicht er. Erstens: Der Mangel an Kenntnissen des Anderen, die „inculture“³⁴ hinsichtlich der anderen Kulturen, der Mangel an Bildung und an Kenntnissen des Fremden, mit dem oder über das man aber in einen Dialog treten möchte. Nicht minder desaströs für einen echten Dialog der Kulturen, und damit wird das zweite Element weltpolitischer Verantwortungslosigkeit benannt, sei die prinzipielle Kurzsichtigkeit politischen Handelns bzw. der auf dieser Ebene getroffenen Entscheidungen.³⁵ Beide Versäumnisse, so Debrays Befürchtung, würden aber zu immer blutiger ausgeprägten Auseinandersetzungen führen, wie sich am Beispiel der Kriege im Irak und in Afghanistan gezeigt habe. Wichtig an Debrays Ausführungen über die Bedingungen eines interkulturellen Dialogs und die Hoffnungen,

³⁰ Vgl. ebd. S. 49: „Nous voilà face à une modernité assaillie d'archaïsmes, pas seulement du dehors, mais *du dedans*. Les avions suicides du 11 septembre n'ont pas décollé d'un désert ou d'un îlot perdu, mais de Boston, massachusetts. Tel est le noeud, l'énigme de l'époque.“

³¹ Vgl. ebd., S. 48-50.

³² Hartmut Böhme: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006.

³³ Ebd., S. 22-25.

³⁴ Régis Debray: *Un mythe contemporain* [wie Anm. 27], S. 16.

³⁵ Vgl. ebd.

die man in sein Gelingen setzen könne, ist die Unterscheidung zwischen Kultur und Technik,³⁶ die schon angedeutet wurde für seine Gegenwartsdiagnose: Der Vorstellung einer technologisch und ökonomisch zunehmend vereinten Welt, in der man in Peking, Damaskus und Paris dieselben Laptops sehen kann, stellt er die Erinnerung daran entgegen, dass wir nach wie vor in einer Vielfalt – und einer, so betont er, *zu bewahrenden* Vielfalt – kultureller Welten leben. *Technik* sei universalisierbar, *sie* sei der Ort, an dem sich Fortschritt so ereigne, wie ihn sich das 19. Jahrhundert vorgestellt hatte: als universalisierbarer Prozess. *Kultur* hingegen, so Debray, trenne die menschliche Gattung in nicht austauschbare Persönlichkeiten, in Ethnien, Völker und Zivilisationen:

“En un mot, le *one world* techno-économique semble s'opposer à la multiplicité des mondes culturels [...]. Par où l'on voit que le progrès, qui a un sens précis en matière technique et scientifique, n'a pas le même en matière culturelle. La culture fractionne l'espèce humaine en personnalités non interchangeables – ethnies, peuples et civilisations – alors que la technique l'unit, en rendant nos objets inter-opérables.“³⁷

Angesichts seiner fortschrittskritisch fundierten Gegenwartsanalyse formuliert Debray schließlich einen Katalog von Bedingungen für einen „Dialog der Kulturen“,³⁸ der Chancen habe, nicht bloß eine Selbstverständigungsformel der Eliten der Welt und damit das zu bleiben, was er als diplomatisches Pendant des ‚l'art pour l'art‘ bezeichnet, als „dialogue pour le dialogue“³⁹:

1. Wissen, so Debray, eine solide Kenntnis des Eigenen wie des Fremden, ist die erste Voraussetzung für den Einstieg in einen echten Dialog. Trojanow würde wohl sagen: Man muss gut recherchieren.⁴⁰

³⁶ Vgl. ebd., S. 29-33.

³⁷ Ebd., S. 30 f.

³⁸ Vgl. ebd., S. 37-39.

³⁹ Ebd., S. 13.

⁴⁰ Vgl. Ilija Trojanow: *Recherche als poetologische Kategorie. Die Entzündung des narrativen Motivs*. In: *Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen*. Hrsg. v. Christof Hamann und Ale-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

PROF. DR. ANTJE BÜSSGEN

21. Oktober 2011

www.kas.de/deutschesprache

www.kas.de

2. Demut, „l'humilité de recevoir“⁴¹, so sagt Debray, muss derjenige empfinden können, der in einen solchen Dialog eintritt, denn nur dann ist er bereit, vom Anderen auch etwas zu empfangen. Jeder Dialog müsse die Bereitschaft dazu voraussetzen können, denn er beruht auf Geben und Nehmen.

Wer glaube, einen historisch und kulturell überlegenen Standpunkt zu vertreten und seinen Gesprächspartner lediglich auf den richtigen Weg bringen zu müssen, sei nicht geeignet, einen erfolgversprechenden Dialog auf verantwortlicher Ebene – der der Politik – zu führen.⁴²

3. Geben wiederum kann nur derjenige, so Debray, der kundig ist auch hinsichtlich seiner eigenen Tradition, daher könne der Dialog der Kulturen nur von Personen geführt werden, die gebildet sind. Guter Wille allein reicht nicht.

4. Und – letzter Punkt – wie auch Trojanow erinnert Debray daran, dass Kultur *von Natur aus* zunächst ein Ort von Auseinandersetzung und Abgrenzung zwischen dem Eigenen und dem Fremden ist. Kein ‚Wir‘ existiert ohne ein ‚Sie‘.⁴³ Kultur ist für Debray keineswegs der natürliche Ort des Zusammenkommens und der Harmonie;⁴⁴ diese Rolle erfüllen, wie man hörte, in der modernen Welt ironischerweise Technik und Wissenschaft. Kultur hingegen ist Debray zufolge der genuine Ort der Konfrontation, da sie die Schmiede der Identität ist, und es gibt keine Identität ohne ein Minimum an Auseinandersetzung mit einem Anderen, ohne ein

Minimum von Abgrenzungsleistung.⁴⁵ Und wie Trojanow, so betont auch Debray, dass eine Kultur sich nur dann entwickeln kann, wenn sie Differenz zulässt. Zivilisation ist dann der Raum, so kann man folgern, in dem verschiedene Kulturen friedvoll miteinander leben. Der Dialog ist das Mittel, die nötigen Absprachen zu treffen.

In seiner Rede stellt sich Debray einen Moment lang vor, wie es wäre, wenn Politiker prinzipiell und intensiv kundige Berater des Fremden konsultierten und in ihre Entscheidungsprozesse einbinden würden. Wenn sie Wissenschaftler und Intellektuelle, Kenner der jeweils anderen Kultur, um sich versammeln würden. Sie könnten seines Erachtens besser aufgeklärt werden über diejenigen Kräfte, an denen alle technische Überlegenheit des Westens im Orient immer wieder abpralle: die symbolischen Kräfte von Religion, Tradition und Mentalität. – Debray plädiert daher dafür, dass die Politiker Intellektuelle einbeziehen, wenn sie in den Dialog der Kulturen eintreten, sie müssten also, so könnte man sagen, idealerweise ein Team von Weltensammlern wie Burton und Trojanow um sich versammeln.

Einer der Rezensenten des *Weltensammlers* schrieb mit Blick auf Burton, dass seine Haltung Zukunft habe.⁴⁶ Ohne fremder Kulturen kundig zu sein, sind eine friedvollere Zukunft und ein zivilisiertes Miteinanderleben schwerlich möglich. Neben dem Reisen bietet eine der schönsten Formen, sich auf das Fremde einzulassen, nach wie vor das, was früher einmal „die schöne Literatur“ hieß.

xander Honold. Göttingen: Wallstein 2009 (Poiesis. Bd. 5), S. 287-299.

Der Text ist passagenweise deckungsgleich mit dem in Anm. 7 erwähnten Essay *Die Entzündung des narrativen Motivs*, woher die Identität von Titel des einen und Untertitel des anderen Essays rührt.

⁴¹ Régis Debray: *Un mythe contemporain* [wie Anm. 27], S. 39.

⁴² Vgl. ebd., S. 38 f.

⁴³ Im Unterschied zu Debray betont Trojanow aber stärker den Prozess der Vermischung, der kulturelle Prozesse letztlich prägen und das fortreibende Prinzip, der Motor aller Kulturgeschichte sei: „Das Konfluente ist für kulturelle Entwicklungen entscheidender als das Konträre“, wie er im Interview mit Wieland Freund im März 2006 [s. Anm. 11] sagte. S. dazu ausführlich: Ilija Trojanow / Ranjit Hoskote: *Kampfabsage. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen*. Aus dem Englischen von Heike Schlatterer. O.O.: Blessing 2007.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 32.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 33.

⁴⁶ Peter Körte: *Unser Mann in Mekka. Ilija Trojanow erzählt von Richard Burton, einem der großen Abenteurer des 19. Jahrhunderts*. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 5.3.2006.